

19. Berliner Archäologentag am 12. Oktober 2016

**Geschichtsinself Zitadelle mit Archäologischem Fenster Burg Spandau**

*Zitadelle Spandau, Alte Kaserne, Dachgeschoss*

Uwe Müller

## **Neues über die barocken Vorstädte Berlins aus archäologischer Sicht**

Die Zeit nach dem 30-jährigen Krieg war ein Wendepunkt in der Geschichte Berlins. In den Vorstädten gab es aber kaum noch sichtbare Hinweise auf diese Zeit, weil die Bauten der Gründerzeit sie beinahe komplett überprägt hatten. Erst bei den archäologischen Untersuchungen wurden dann auch barocke Strukturen freigelegt, die tiefer im Untergrund lagen, häufig sogar unterhalb des Grundwasserspiegels.

Im Folgenden werde ich versuchen, Ergebnisse aus einer Reihe von Untersuchungen in den barocken Vorstädten Berlins zu einem Überblick über den heutigen Kenntnisstand zu kombinieren. Ich werde Ihnen zuerst einige Ergebnisse zur Siedlungsentwicklung vorstellen, danach folgen Untersuchungen an Militärbauten und zum Schluss einige Bemerkungen zu den wichtigsten Fundgruppen.

Betrachten wir den Bereich der mittelalterlichen Stadt Berlin, von Norden im Uhrzeigersinn waren das die Baustellen am Hackeschen Quartier, in der Voltairestraße, in der Wallstraße, der Neuen Grünstraße, der Kommandantenstraße, am Werderschen Markt, am Schinkelplatz und beidseitig der Falkoniergasse, bei den Arbeiten an der Deutschen Staatsoper sowie am Neustädtischen Kirchplatz.

Der Stadtplan von Memhardt aus dem Jahr 1652 zeigt, dass die Flächen außerhalb der mittelalterlichen Stadtmauer anfangs nur landwirtschaftlich genutzt wurden. Hier wuchsen die Lebensmittel, von denen sich die Bürger ernährten, und hier wurden die organischen Abfälle der Stadt entsorgt. Bereits vor dem 30-jährigen Krieg waren einige kurfürstliche Gebäude, wie der Jägerhof, das Reithaus und die Falknerei, errichtet worden. Ansonsten sollen die Flächen bis zur Gründung der Stadt Friedrichswerder im Jahr 1662 frei geblieben sein.

Die archäologischen Untersuchungen zeigten aber eine erste Bebauung mit den dazugehörigen Brunnen und Abfallgruben ab dem frühen 17. Jahrhundert. Aus welchen Gründen bereits so früh auf die Flächen ‚extra mures‘ zugegriffen wurde, ist noch weitgehend ungeklärt.

Als Beispiel für eine solche frühe Nutzung möchte ich einen dendrochronologisch auf das Jahr 1624 datierten Holzkastenbrunnen vom Werderschen Markt zeigen, Abb. 1. Sie sehen eine Profilansicht des Brunnens nach Abnahme der westlichen Außenwand, im Vordergrund die Eckpfosten und ein Querriegel. Rechts und Links daneben ist außen die Baugrube für den Brunnen zu erkennen. Da es aufwendig war, einen Brunnen abzutiefen, darf auf eine zugehörige Bebauung geschlossen werden, Wohnhäuser, Ställe und Scheunen. Durch die flächigen Unterkellerungen des späten 19. Jahrhunderts sind deren Reste aber komplett zerstört worden.



Abb. 1: Berlin, Werderscher Markt, Holzkastenbrunnen, Brunnen 10, von Westen

Auch an der Kommandantenstraße ließen sich Reste einer ersten festen Bebauung im späten 16. oder frühen 17. Jahrhundert nachweisen. Neben dem zugehörigen Brunnen, und einer großen Abfallgrube, fanden sich Reste eines aufwendig gestalteten Gebäudeeingangs aus behauenen Sandstein, eines sogenannten Sitznischenportals, Abb. 2.



Abb. 2: Berlin, Kommandantenstraße, Stein aus einem Sitznischenportal, frontal und seitlich

Zwei solcher Nischen flankierten den Eingang, Abb. 3. Anhand der Gestaltung des Stücks lässt sich eine Herkunft aus dem sächsischen Raum ermitteln, vermutlich aus Pirna. Die Verbreitungskarte zeigt, dass unser Stück, mit dem Ring gekennzeichnet, weit nördlich des eigentlichen Nutzungsraumes auftritt. Warum solch ein Portal aus dem katholischen Sachsen im protestantischen Preussen eingebaut wurde, blieb bisher unklar.

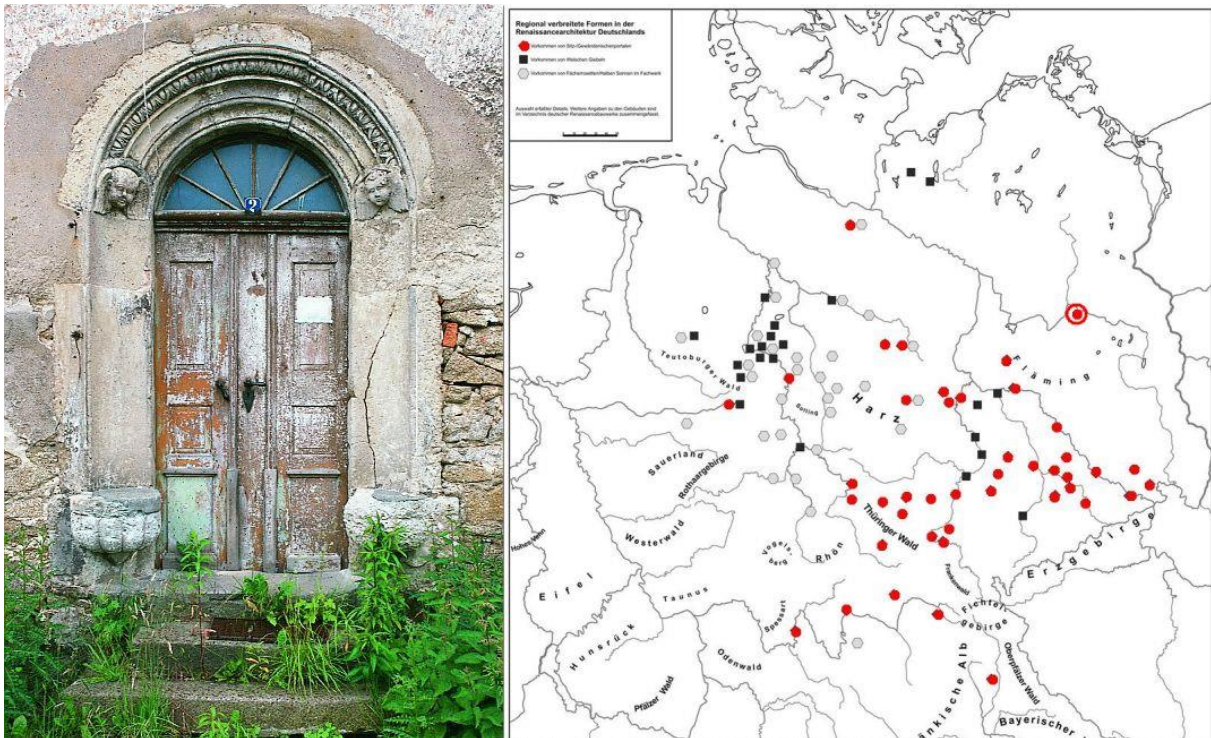


Abb. 3: Beispiel Sitznischenportal Beispielansicht und Verbreitungskarte; Birgit Bornemeier, Kunstgeographie. Die kunstgeographische Analyse als Methode einer synthetisch-kulturgeographischen Raumdifferenzierung. Am Beispiel der Renaissancearchitektur in Deutschland. Dissertation Trier 2006,

Auch die übrige Ausstattung des Gebäudes war bemerkenswert. So konnten wir viele Scherben eines bunt glasierten Kachelofens aus dem späten 16. Jahrhundert bergen, Abb. 4. Manche der geborgenen Kacheln tragen heraldische Motive, Wappen und Burgen, Abb. 5. Ein vergleichbarer Ofen gehörte z.B. zur Ausstattung des Witwensitzes der Kurfürstinnen in der Zitadelle Spandau.



Abb. 4: Berlin Kommandantenstraße, polychrom glasierte Ofenkacheln



Abb. 5: Berlin Kommandantenstraße, polychrom glasierte Ofenkacheln

Daneben treten aber auch religiöse Bilder auf. In Abb. 6 sehen sie die Jungfrau Maria mit dem Kind und rechts eine Verführungsszene aus dem Paradies, Adam, die Schlange und der Baum der Erkenntnis.



Abb. 6: Berlin Kommandantenstraße, polychrom glasierte Ofenkacheln

Daneben traten auch grün glasierte Kacheln aus derselben Zeit auf, mit Kornblumen und Eicheln verziert, Abb. 7, oder mit religiösen Darstellungen, hier mit Salome mit dem Kopf von Johannes dem Täufer, Abb. 8.



Abb. 7: Berlin Kommandantenstraße,  
grün glasierte Ofenkacheln



Abb. 8: Berlin Kommandantenstraße,  
grün glasierte Ofenkacheln

Die Ansiedlung außerhalb der rechtlichen und militärischen Schutz versprechenden mittelalterlichen Stadtmauern war also kein Einzelfall. Die prächtige Ausstattung des Gebäudes an der Kommandantenstraße zeigte, dass die materiellen Möglichkeiten wohl auch für ein Haus in der Stadt gereicht hätten. Die Wahl eines Bauplatzes im Außenbereich muss also andere Gründe gehabt haben.

Die ersten drei offiziellen ‚barockenVorstädte‘ waren Friedrichswerder sowie die Dorotheenstadt, jeweils mit eigenem Stadtrecht, und das Cölln unterstehende Neu-Cölln zeigt etwa den Zustand von 1688. Zusammen mit Berlin, Cölln und der Friedrichsstadt, einer neuen Vorstadt im Südwesten, bildeten sie ab dem Jahr 1710 die Haupt- und Residenzstadt Berlin.

Bis 1798 entstand ein Kranz von weiteren Vorstädten, von Norden im Uhrzeigersinn: die Spandauer Vorstadt, die Königsstadt, die Stralauer Vorstadt und im Süden die Köpenicker Vorstadt. Von 6.000 Einwohnern im Jahr 1648 wuchs die Stadt auf rund 60.000 Menschen um 1710 und knapp 170.000 im Jahr 1798.

Die Dynamik dieser Entwicklung lässt sich beispielhaft an der Bebauungsentwicklung in der Falkoniergasse aufzeigen, Abb. 9. Aus der ältesten Siedlungsphase stammte ein auffälliger Brunnen aus Kalksteinen, hier mit grüner Umrahmung. Er war nach Ausweis der dendrochronologischen Datierung im Jahr 1633 erbaut worden und dürfte zu der bei Memhardt eingezeichneten Falknerei gehört haben. Drei weitere Brunnen liegen auf den späteren Grundstücksgrenzen oder unter den ältesten Hausfundamenten. Die zugehörigen oberirdischen Gebäude waren nicht unterkellert und nur flach gegründet oder aus Holz gebaut.



Abb. 9: Berlin, Falkoniergasse, Natursteinmauerwerk, spätes 17. bis frühes 18. Jahrhundert, Urheber: Archäo Kontrakt

Nach der offiziellen Gründung entstanden massiv gebaute Vorderhäuser auf Fundamenten aus Kalkstein, zum Teil auch mit Feldsteinen. In Gelb sehen Sie hier die erhaltenen Bebauungsreste aus dem späten 17. und frühen 18. Jahrhundert. Die älteren Gebäude ließen noch eine Durchfahrt zum Hof frei. Bei anderen Bauten wurde bereits die gesamte Grundstücksbreite ausgenutzt. Noch war in der Regel nur das Vorderhaus massiv gebaut. Zu ergänzen wären deshalb Scheunen, Ställe und andere Nebengebäude. In den rückwärtigen Grundstücksteilen lagen die nachgewiesenen Brunnen. Über die Bewohner dieser Gebäude wissen wir aus den Schriftquellen, dass viele am kurfürstlichen Hof beschäftigt waren.

Während des 18. und vielleicht noch frühen 19. Jahrhunderts, in Abb. 10 in Grün, wurden die Fundamente aus Kalkstein und Backsteinen erbaut. Die Vorderhäuser nahmen jetzt immer die gesamte Grundstücksbreite ein, ihre Fassaden bildeten eine geschlossene Häuserzeile. Neben den Vorderhäusern war jetzt auch ein Teil der Nebengebäude mit Kellern ausgestattet. Dabei handelte es sich aber immer noch um frei stehende Gebäude. Auch in dieser Zeit muss noch mit hölzernen Nebengebäuden auf dem Hof der Grundstücke gerechnet werden.

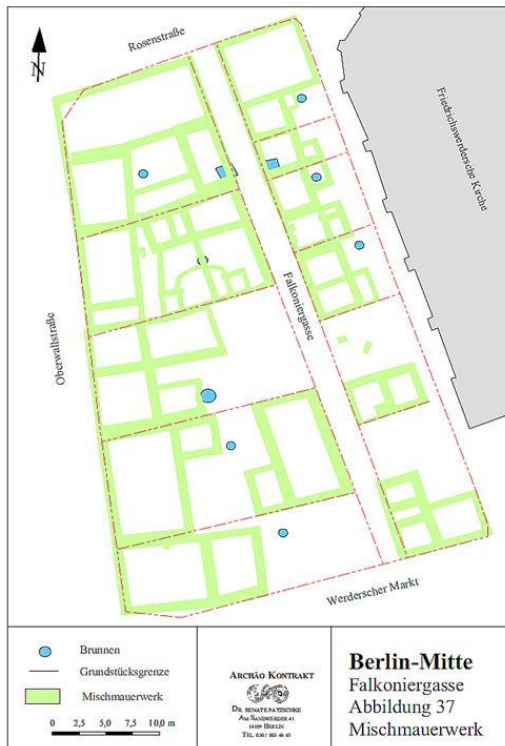


Abb. 10: Berlin, Falkoniergasse, Mischmauerwerk, 18. Jahrhundert, Urheber: Archäo Kontrakt

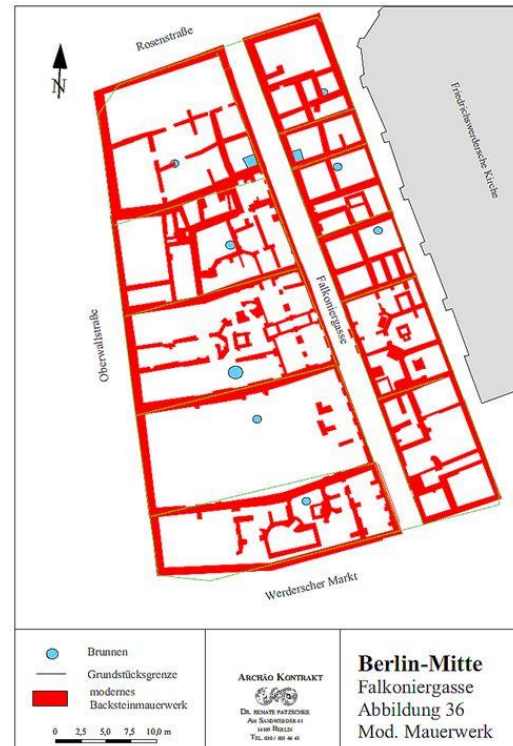


Abb. 11: Berlin, Falkoniergasse, Backsteinmauerwerk, 19. Jahrhundert, Urheber: Archäo Kontrakt

Ab dem 19. Jahrhundert wurden die Grundstücke komplett mit unterkellerten Backsteingebäuden bebaut, Abb. 11 in Rot. Grundstückszusammenlegungen boten besonders im Westen die dafür vorteilhaften großen Flächen.

Auch für die anderen Vorstädte wird man sich eine ähnliche Siedlungsentwicklung vorzustellen haben. Erste Gebäude dürften bereits um 1600 errichtet worden sein, seit dem 18. Jahrhundert wurde die Bebauung immer stärker verdichtet. Der 30 jährige Krieg scheint die Entwicklung der Stadt also in mehrfacher Hinsicht nachhaltig verändert zu haben. Als direkte Folgen können die Zerstörungen und die Entvölkerung angeführt werden. Der Bau einer neuen Stadtbefestigung, ab 1658, gehörte zu den indirekten Folgen. Die Planung sah einen sternförmigen Ausbau mit 13 Bastionen vor. Sie sehen eine idealisierte Stadtansicht von Schulz von Westen, im Vordergrund liegt die älteste Vorstadt, Friedrichswerder.

Die Befestigung bestand aus einem Wall aus Sand, der beidseitig mit Mauerwerk verblendet war, und einem vorgelagerten Graben, Abb. 12. Sie sehen hier einen Querschnitt durch die Anlagen am Hackeschen Quartier, links der Kern des aus Sand aufgeschütteten Walls, rechts eine Ausbruchgrube, wo das den Wall verblendende Mauerwerk nachträglich entfernt worden war.



Abb. 12: Berlin Hackesches Quartier, Schnitt durch den Wall, von Südosten

Als Ende des 17. Jahrhunderts die Reichweite der Geschütze stark zugenommen hatte, erfolgte ein Ausbau der Befestigung auf der Ostseite der Stadt. Dieser Ausbauzustand wurde auf einer Medaille von Raimund Faltz festgehalten. Zwischen den Bastionen wurden vor dem Graben Geschützstände, sogenannte Ravelins hinzugefügt, um den Angreifer weiter von der Befestigung fernhalten zu können. Dabei wurden auch die hölzernen Verbauten des Stadtgrabens erneuert.

In Abb. 13 sehen sie ein quer zum Stadtgraben liegendes Profil aus der Voltairestraße, aus dem westlichen Uferbereich. Hier wurden mehrere zeitlich aufeinander folgende Holzverbauten des Stadtgrabens nachgewiesen.



Abb. 13: Berlin Voltairestraße, Profil 45, Abfolge der Holzverbaue, von Süden

Die dunklen senkrechten Striche waren die vertorften Überreste der Plankenwände, darüber zogen aufeinander folgende Planierungsschichten. Die mittlere Holzkonstruktion wurde dendrochronologisch in die Jahre um 1696 datiert, der Verbau auf der rechten Seite datierte ans Ende des 18. Jahrhunderts.

Auf den Bastionen wurden Gebäude der militärischen Infrastruktur errichtet. So fanden sich die Fundamente eines Pulvermagazins am Hackeschen Quartier, Abb. 14 in einer Ansicht von Nordost.





Abb. 14: Berlin Hacksches Quartier, Fundamente Magazin, von Nordosten

In der Wallstraße 35 konnten die Unterlegsteine einer 9 m breiten und etwa 11-12 m langen, auf Grundswellen errichtete Scheune nachgewiesen werden, Abb. 15 von Südwest. Der Verlauf der Schwellmauern wird durch die Zollstöcke markiert. In den Quellen wird eine Strohbinderei erwähnt, in der Heu und Stroh gesammelt und dann an die Kavallerieabteilungen weitergegeben wurde.



Abb. 15: Berlin Wallstraße, Fundamente einer Scheune, von Südwest

Im Laufe des 18. Jahrhunderts wuchs die Truppenstärke von etwa 20.000 Mann auf knapp 200.000. In Berlin waren die Soldaten anfangs bei den Bürgern einquartiert, ab der Mitte des 18. Jahrhunderts wurden sie in eigens errichteten Kasernen untergebracht. An der Voltairestraße und an der Kommandantenstraße konnten Teile solcher Kasernen untersucht werden.

Die Kaserne an der Voltairestraße, Abb. 16, wurde aus grob behauenen Blöcken aus Rüdersdorfer Kalkstein errichtet. Man verlegte sie in mehrlagigen Schichten von jeweils etwa 60 cm Dicke in Kalkmörtel. Die Mauerstärken lagen zwischen 1,2 und 1,5 m im unteren Bereich. Auf Abb. 17 ist zu sehen, dass nur das Ostende des Gebäudes untersucht werden konnte. Der Bau war außen gut 14 m breit und noch etwas über 12 m lang. Ein zentraler Flur trennte Raumfluchten von gut 4 m Breite ab. Im Zuge eines Umbaus im 19. Jahrhundert wurden Zwischenwände über gemauerten Entlastungsbögen eingebaut.

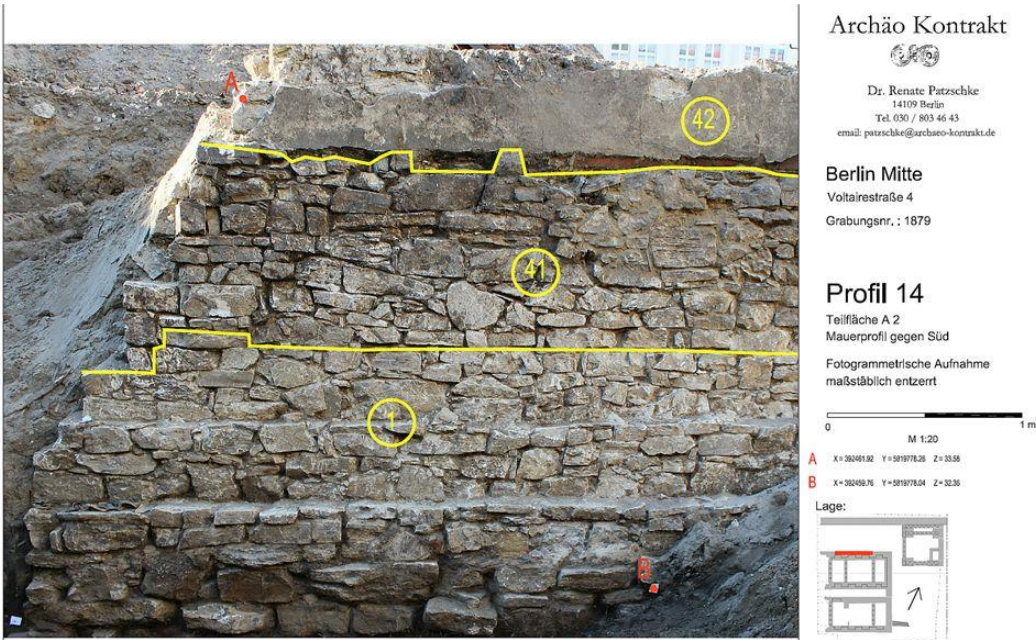


Abb. 16: Berlin Voltairestraße, Kasernenaußenwand, von Nord, Urheber: Archäo Kontrakt

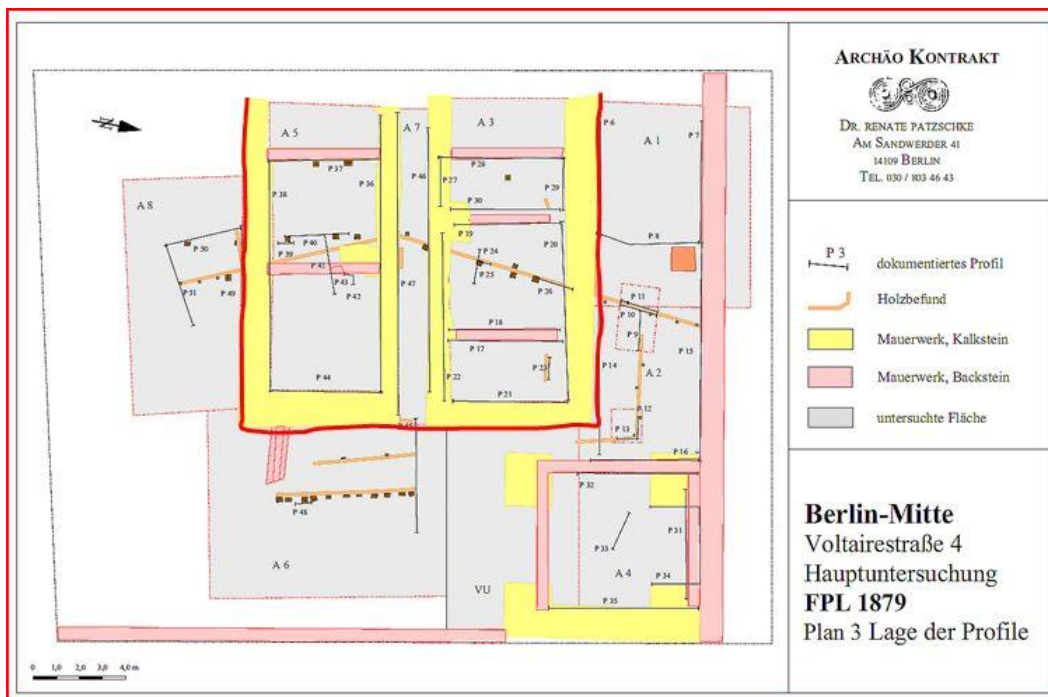


Abb. 17: Berlin Voltairestraße, Gesamtplan, Urheber: Archäo Kontrakt

Ein vergleichbares Gebäude wurde an der Kommandantenstraße errichtet, Abb. 18 zeigt einen Überblick von Osten. Auf dem Plan der Grabung, Abb. 19, sehen Sie in orange den ergrabenen Befund, wir konnten ihn leider nicht bis an die Grundstücksgrenze im Süden freilegen, weil hier wichtige Versorgungsleitungen im Boden lagen.



Abb. 18: Berlin Kommandantenstraße, Fundamente Kaserne, von Süd

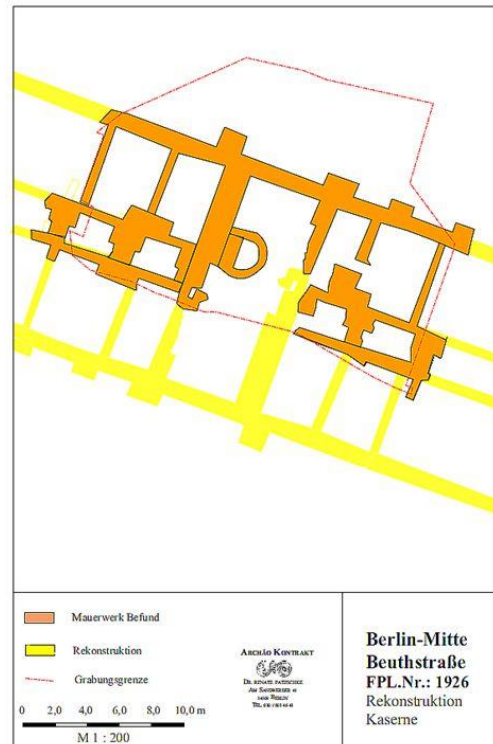


Abb. 19: Berlin Kommandantenstraße, Plan Schnitt 2, Urheber: Archäo Kontrakt

Auch bei dieser Kaserne gingen ca. 4 m breite Räume von einem zentralen Mittelgang ab, die Gebäudeenden im Osten und Westen waren nicht erhalten. Möglicherweise haben wir einen zentralen Eingangsraum mit einem Treppenturm freigelegt, zumindest gab es keine Hinweise auf einzelne Räume oder trennende Mauern im Mittelbereich.

Für die Soldaten war die Kasernierung ein großer Fortschritt, es gab vorher häufig Streit wegen der Qualität der Quartiere und der Verpflegung. Dadurch wurde der Soldatenberuf attraktiver gemacht, Die dabei entstandenen Kosten lassen sich als Hinweis auf eine gestiegene Bedeutung von Truppenstärke und Ausbildungsstand verstehen.

Nach den Zerstörungen des 30-jährigen Krieges zogen viele Menschen nach Berlin. In den barocken Vorstädten siedelten sich besonders Flüchtlinge an. Einige Funde lassen Rückschlüsse auf die Herkunft der neuen Bürger zu.

So fand sich eine sogenannte Rechenmünze, die auf der einen Seite einen bewaffneten Ritter zeigt, mit der Umschrift Heinrich der Vierte von Frankreich und Navarra. Ein solches Stück wurde an der Kommandantenstraße geborgen, das Original war zu abgegriffen, deswegen als Vergleich ein besser erhaltenes Stück, Abb. 20. Es handelte sich dabei um eine Nürnberger Prägung aus dem Jahr 1596, die für den Export nach Frankreich hergestellt worden war. Heinrich IV. war für die Hugenotten von besonderer Bedeutung, er gewährte den Protestanten Religionsfreiheit.



Abb. 20: Rechenmünze wie Berlin Kommandantenstraße, 1596

In Abb. 21 sehen Sie eine Scherbe Neuzzeitlicher Gelber Irdenware, eine polychrom glasierte, aufgesetzte Blume. Sie lässt sich der ‚high decorated ware‘ des späten 16. Jahrhunderts zuordnen, ob als originaler Import aus Saintonge im Norden Frankreichs, oder als holländische oder einheimische Nachahmung, könnte nur durch eine mineralogische Untersuchung geklärt werden. Ihr lassen sich einige weitere Scherben an die Seite stellen, deren aufwendiges Dekor im Berliner Raum fremd erscheint. Die Funde deuten auf eine erste hugenottische Ansiedlung kurz nach 1600 hin, also deutlich vor dem Edikt von Potsdam 1685. Der Fundort liegt passenderweise gegenüber der ältesten Hugenottenkirche Berlins, gegründet 1699.



Abb. 21: Berlin Kommandantenstraße, ‚highdecorated ware‘ spätes 16. Jahrhundert

Andere Funde lassen einen Zuzug aus allen vier Himmelsrichtungen erahnen. So deutet sich anhand der Analyse der Beigaben auf dem Friedhof an der Boxhagener Straße ein Zuzug aus den katholischen Nachbarregionen an. Diese Immigranten kamen in kleineren Gruppen, die Erforschung ihrer Herkunft steht noch ganz am Anfang.

Die Einwanderer brachten nicht nur neue Kenntnisse und Moden mit. Sie beherrschten auch bis dahin unbekannte Handwerkszweige. Für Berlin möchte ich besonders den Einfluss der französischen Gärtner und Köche betonen.

Im Jahr 1678 wurde in Berlin die erste Fayencemanufaktur gegründet, die vor allem wegen der veränderten Produktionsstrukturen bemerkenswert war. Die Gliederung der Produktion in einzelne, leicht zu erlernende Schritte, erlaubten es größere Mengen an Keramikgefäßen, Tonpfeifen, Glasflaschen usw. billig herzustellen. Diese Entwicklung lässt den Rückschluss auf ein Anwachsen der Zahl der Menschen zu, welche sich diese Produkte leisten konnten und wollten.

Die Auswirkungen dieses Zuzuges lassen sich aber auch an den Veränderungen der Funktionen der normalen, lokal hergestellten Keramik ablesen. Bis ins 17. Jahrhundert hinein war das Kochgeschirr für ein offenes Herdfeuer bestimmt. Dreibeinige Grapen und/oder Töpfe mit Stieltüllen, sogenannte Steertpötte, konnten nach Wunsch in oder an das Feuer gestellt werden. Beide Formen lassen sich seit dem späten Mittelalter gut in den norddeutschen Keramikinventaren nachweisen.

Ab dem späten 17. Jahrhundert fehlen sie in den Funden, sie wurden offensichtlich durch flachbodige Gefäße mit normalen Henkeln ersetzt. Vermutlich wurde das offene Kochfeuer in dieser Zeit von gemauerten Herden abgelöst, die weniger Brennstoff benötigten und einen größeren Schutz gegen Feuersbrünste boten. Diese Art Herde blieb noch bis Ende des 19. Jahrhunderts in Gebrauch, wie Sie es in einer Zeichnung von Wilhelm Busch sehen können (Haus der Witwe Bolte).

Das Keramikinventar des 17. Jahrhunderts zeigte noch eine große Nähe zum spätmittelalterlichen Hausrat. Es bestand im Wesentlichen aus lokal produzierter Neuzeitlicher Gelber Irdenware, dazu kamen einige Stücke roter Irdenware, vermutlich aus Norddeutschland, und etwas spätmittelalterliche Harte Grauware. Daneben gab es nur wenige meist aus dem Rheinland importierte Trink- und Schenkgefäße. Bei den wenigen Fayencefunden scheint es sich im Wesentlichen um lokale und norddeutsche Produktionen zu handeln.

Die Haushaltskeramik des 18. Jahrhunderts dominierte ebenfalls das vor Ort produzierte Koch- und Essgeschirr aus gelber, innen glasierter Irdenware. Dazu kam regelmäßig Tafelgeschirr aus Fayence, wohl aus lokaler oder regionaler Produktion. Importiertes Steinzeug stammte in dieser Zeit vor allem aus Schlesien, Sachsen und Thüringen. Die Fernhandelskontakte insgesamt reichten viel weiter als im 17. Jahrhundert, die Importgüter umfassten nicht nur wertvolle Einzelstücke sondern auch Massengüter, wie Rohstoffe und Nahrungs- sowie Genussmittel.

Besonders typisch für die Schichten des 18. Jahrhunderts ist das gemeinsame Vorkommen von Porzellangeschirr, Austernschalen und Tonpfeifen.

Mit dem 30 jährigen Krieg verbreitet sich das Rauchen aus Tonpfeifen in ganz Mitteleuropa, Abb. 22. Anfangs wurden die Pfeifen vor allem in Holland hergestellt. Die Pfeifen wurden aus einem weißbrennenden Ton geformt und hatten eine polierte Oberfläche. An den meistens eiförmigen Kopf schließt in einem stumpfen Winkel der Stiel an. Am Boden des Kopfes findet sich ein kleiner zylindrischer Fortsatz, die Ferse.



Abb. 22: Berlin Voltairestraße, Tonpfeifen

Kopf, Ferse und Stiel können verziert sein, neben eingestempelten Dekoren treten auch aufgesetzte Verzierungen auf. Anhand der Gestaltung der Pfeifen und der Verzierungen lassen sich die Stücke räumlich und zeitlich zuordnen.

In Abb. 23 sind ein paar Funde aus der Voltairestraße abgebildet. Links oben sehen Sie eine einheimische Kopie einer holländischen Pfeife aus der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts, rechts daneben eine Ferse mit seitlich sitzender Produktionsmarke. Den zentral angebrachten Stempel sehen Sie ganz rechts in der Reihe, er stellt den Löwen aus Flandern dar. In der unteren Reihe sehen Sie links eine Windmühle und in der Mitte das Wappen der Stadt Gouda, dem Zentrum der Tonpfeifenproduktion.



Abb. 23: Berlin Voltairestraße, Tonpfeifen

Schon früh wurden die holländischen Stempel von einheimischen Produzenten kopiert, wobei sich die dargestellten Symbole mit der Zeit immer weiter vom Vorbild entfernten. Erst im 18. Jahrhundert war das Selbstvertrauen der einheimischen Pfeifenbäcker so angewachsen, dass sie ihre Produkte mit ihrem Namen und der Herkunft markierten, unten rechts können sie unterhalb der Rollrädchenverzierung den Ort Berlin entziffern, andere Stiele trugen neben dem Ort Berlin sogar den Namen der Manufakturbesitzer.

Wie sich dieses gestiegene Selbstvertrauen im täglichen Leben auswirkte, lässt sich wieder an der Keramik zeigen. Ein Vergleich der Keramikinventare aus den Vorstädten und dem Zentrum Berlins zeigte, dass sich das Haushaltsgeschirr nur wenig unterschied. Porzellan trat in den Vorstädten etwas zögernder und in kleineren Stückzahlen auf, ähnlich wie Austernschalen oder Tonpfeifenbruch.

Daraus folgt, dass sich auch die Bewohner am Rande der Stadt als Teil der Gesellschaft sahen. Sie hatten den Anspruch und die Möglichkeiten wenigstens Teile des Lebensstils der besseren Gesellschaft zu kopieren, auch wenn sie deren Entwicklung ein wenig hinterher hinkten.

Die größten Unterschiede scheinen bei der Nutzung von Trink- und Schenkgefäßen aus Glas oder Metall bestanden zu haben. Während in den Vorstädten noch die Keramik dominierte wurden im Zentrum häufiger edlere Materialien genutzt. Für eine abschließende Bewertung ist es aber noch zu früh.

Zum Schluss möchte ich Ihnen noch einen Stein quasi als Symbol für diese Zeit vorstellen, einen sogenannten Flintenstein, Abb. 24. Er stammt aus der Voltairestraße, ähnliche Funde gibt es aber überall in barocken Schichten. Wie Sie auf dem rechten Bild sehen können, dienten die Flintensteine zur Entzündung des Pulvers bei Steinschlossgewehren, wie sie im 17. und 18. Jahrhundert bei allen europäischen Armeen im Gebrauch waren.



Abb. 24: Berlin Voltairestraße, Flintenstein, 17./18. Jahrhundert

Das Stück lässt uns darüber nachdenken, worauf die Veränderungen dieser Zeit zurückzuführen sind. Als Antwort wurde die gestiegene Bedeutung des Militärs angeführt, wo die Flintensteine benutzt wurden. Oder man sah die Manufakturen als ausschlaggebend an, wo sie, zusammen mit der anderen Ausrüstung, nicht nur für die Armee hergestellt wurden. Oder man verweist auf den Fernhandel, der den Rohstoff Feuerstein, aber auch Menschen und Ideen, weiträumig verteilte.

Vielleicht könnte der grundlegende Wandel auch mit der gestiegenen Bedeutung des einzelnen Menschen zu tun haben, egal ob in der Armee, in einer Manufaktur oder im Fernhandel. Ohne archäologische Untersuchungen auf Grundstücken mit erhaltenen Befunden aus dem 17. und 18. Jahrhundert, und die Vorlage der Ergebnisse, werden sich diese weiter gehenden Fragen aber kaum klären lassen.

*Bildnachweise:*

Sofern nicht anders angegeben, liegen die Bildrechte beim Verfasser.